

Die Krankheiten des Willens.

Von Dr. Adolf Hromada.

Vorbereitender Teil:

Psychologie und Physiologie des Willens.

a) Psychologie.

Zum Verständnis der Krankheitserscheinungen ist die Kenntnis der Vorgänge im gesunden Körper unumgänglich notwendig. Wie das Studium der Pathologie überhaupt die Kenntnis der Physiologie voraussetzt, so hat auch die richtige Auffassung der krankhaften Willenserscheinungen die Kenntnis der gesunden Äußerungen des Willens zur notwendigen Voraussetzung.

Der Wille ist ein psychisches Phänomen, welches an körperliche, hauptsächlich im Nervensystem ablaufende Vorgänge innig gebunden ist. Die Willenserscheinungen müssen daher von zwei Seiten, von der psychologischen und von der physiologischen beleuchtet werden. Erst im Anschluß an die »Psychologie und Physiologie des Willens« kann die »Pathologie des Willens« mit Aussicht auf Verständlichkeit behandelt werden.

Ist aber die psychologische Analyse der Willenserscheinungen neben der physiologischen für unsere Aufgabe wirklich erforderlich? Man wendet sich doch behufs einer Beurteilung oder Behandlung der Geisteskrankheiten nicht an Psychologen, sondern an Pathologen und Irrenärzte? Es mag in dieser Beziehung vorläufig die Bemerkung genügen, daß der Psychiater, wenn er seiner Aufgabe voll gewachsen sein soll, auch Psycholog sein muß.

Die Psychologie, welche hier gemeint wird, ist aber keineswegs die »metaphysische Seelenkunde« der philosophischen Systeme oder gar jener sonderbaren Wissenschaft, die einst *Pneu-*

matologie genannt und in Theologie, Dämonologie und Psychologie eingeteilt wurde. Ihre drei Teile haben sich getrennt. Die Theologie geht ihre eigenen berechtigten Wege noch heute. Die Dämonologie erhielt einen Ehrenplatz in der Geschichte der menschlichen Irrtümer und des Aberglaubens und die Psychologie blieb bis spät ins neunzehnte Jahrhundert der beliebteste Tummelplatz für metaphysische Spekulationen. Einmal schien es wohl, daß sie sich ihres metaphysischen Gewandes entledigen werde. Es war dies bald nach dem Auftreten Kants. Sie blieb aber trotz Kant, wie sie war, und erreichte in Hegels Lehre den Höhepunkt und die Blüte phantastisch-spekulativer Konstruktionen. Treffender als lange Abhandlungen kennzeichnet das Verhältnis Hegels zu Kant ein alter satirischer Kupferstich. Kant fährt in einem Ballon zum Himmel auf. Hegel und seine Anhänger stehen unten und heben die Hände flehend zum Entschwebenden. Er aber wirft ihnen Stock und Perücke zu. Was hätte auch Hegel mit Kant gemein? Als Philosoph kam er durch seine logischen Spielereien dahin, die Sterne für keine Himmelskörper sondern für einen »Lichtauschlag des Himmels« zu halten, und die Bandwürmer für »eine Schwäche des Organismus, in welcher sich ein Teil der Lebendigkeit zur eigenen Vitalität abgesondert hat.« Die Sensibilität nannte er »das rein nur in sich selbst Erzittern der Lebendigkeit« und die Assoziation und Reproduktion »die Negativität als einfaches Moment der Sensibilität«.

In unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter läßt sich von den Vertretern der alten phantastisch-spekulativen Metaphysik und ihrer Psychologie nur sagen, was Humboldt von einem uralten aturischen Papagei erzählt, daß ihn die Bewohner von Maypures nicht verstehen, weil er in der Sprache eines erloschenen Volksstammes zu ihnen redet.

Die Psychologie konnte schließlich all die Ergebnisse der Naturforschung des neunzehnten Jahrhunderts, hauptsächlich die der Physiologie nicht mehr unberücksichtigt lassen und stillschweigend übergehen. Um nun ihren Ruin aufzuhalten, fing sie an, das recht fadenscheinig gewordene metaphysische Gewand durch eine physiologische Drapierung zu verdecken. Aber dieser Aufputz glich dem Aushängeschild eines Gasthofes, der einen Naturwein ankündigt und im Keller das Erzeugnis einer chemischen Fabrik lagern hat.

Zunächst mußte die Psychologie vollends darauf verzichten, das eigentliche Wesen der Seele und das Wesen der psychischen Erscheinungen erklären zu wollen, gerade so wie es die Physik und Chemie seit jeher ablehnte, das Rätsel von Kraft und Stoff zu lösen. Die Naturwissenschaft erzielte so ungeahnte Erfolge, weil sie sich auf die Feststellung der kausalen Beziehungen der Naturerscheinungen, auf die Ableitung eines Vorgangs aus dem anderen und auf die Zurückführung der Erscheinungen auf allgemeine Gesetze beschränkte. Erst seitdem die Psychologie diese naturwissenschaftliche Forschungsmethode angenommen und sich mit Ausschluß

jeglicher Spekulation auf die Beobachtung der psychischen Phänomene und auf die Erforschung ihrer gegenseitigen Abhängigkeit, ihrer Wechselwirkung sowie der Gesetzmäßigkeit ihrer Entwicklung und ihres Verlaufes beschränkte, konnte sie für eine Wissenschaft mit einer festen und realen Basis gelten. Ihr Beobachtungsfeld beschränkte sich dadurch auf das jeweilig vorhandene, aktuelle Bewußtsein, auf den Inhalt und die Zustände des Bewußtseins, kurz auf die bloß zeitlich ablaufenden und auf Bewegung nicht zurückführbaren Bewußtseinserscheinungen. »Der Psycholog soll sein Bewußtsein befragen und die Antworten registrieren« lautet der oberste Grundsatz der *empirischen* Psychologie.

Aber auf den ersten Blick weckt diese Methode den Verdacht der Unzulänglichkeit, denn das Bewußtsein scheint weder ein zuverlässiger noch ein allseitig genug orientierter Berichtstatter über psychische Erscheinungen zu sein. Man sehe einmal nur den einfachsten psychischen Vorgang, die Empfindung eines Gegenstandes an. Wenn sich das empfindende Bewußtsein »nach innen wendet«, um seinen Zustand, das Empfinden, zu beobachten, so muß es sich für die Zeit der »inneren Beobachtung« nach außen hin frei machen. Es muß gleichsam seinen nach außen gerichteten Blick einstellen und durch eine Art »Besinnung auf sich selbst« den Blick nach innen wenden. Ist dies geschehen, so ist *in den meisten Fällen* nichts mehr zum Beobachten da. Das Bewußtsein gleicht dem Knaben, der über seinen Schatten springen will, ohne zu bedenken, daß der Schatten mitspringt.

Und wie soll denn das Resultat einer solchen inneren Beobachtung kontrolliert werden, da sich der Beobachter auf einen Beleg beruft, dessen Richtigkeit niemand prüfen kann, als der Beobachter allein? Welchen Wert hätte z. B. die ganze Wärmelehre, wenn die Physiker die Temperatur nach ihrer subjektiven Wärmeempfindung und nicht nach dem Stande des Quecksilbers im Thermometer bestimmen wollten? Ferner wird der rein psychologischen Methode ausgestellt, daß sie die psychischen Zustände nur einseitig zu beurteilen vermag, da sie über die Erregungen des Nervensystems nichts aussagen kann, obwol die Mitwirkung der Nervenorgane für eine Bedingung der Aeüßerungen des Seelenlebens gehalten wird. Doch abgesehen davon — Erregungen des Nervensystems sind ja keine Bewußtseinserscheinung und somit kein Gegenstand der introspektiven Beobachtung — wie verhält sich das Bewußtsein den sog. Depressionszuständen gegenüber? Weiß es etwas Verlässliches über den kataleptischen, somnambulen, hypnotischen, suggestiven Zustand, über Ohnmacht, Scheintod u. s. w. zu berichten? Wie verhält sich das Bewußtsein dem überaus wichtigen Prozess der sog. unbewußten Assimilation äußerer und innerer Reize gegenüber? Und gerade dieser Vorgang verdient eine besondere Beachtung. Zahllose Reize, welche durch die Pforten der Sinne eindringen, bewirken nur eine dunkle Erregung des Bewußtseins, ohne einen diskreten Empfindungs- oder Vorstellungsinhalt

zu bilden. Der Mensch nimmt sie aber auf und assimiliert sie gleichsam wie einen psychischen Nährstoff. Im Verein mit inneren körperlichen Reizen, die ebenfalls das Bewußtsein nur selten deutlich erregen, beeinflussen diese zahllosen äußeren Reize durch Summation der Spuren, die sie hinterlassen, nach und nach das ganze Wesen des Menschen. Nicht nur die gewohnten Bewegungen, ferner Sprache und Geberden, sondern auch das Denken und Fühlen werden durch sie charakteristisch und individuell gestaltet. Schließlich wird der Mensch von einer unbewußt erworbenen »Natur« beherrscht, ohne zu wissen, wie er dazu gekommen ist, ja ohne zu wissen, daß sie ihm überhaupt eigen ist. Einen besonders merkwürdigen Fall unbewußter Assimilation führt *Col-ridge* an. Ein Dienstmädchen rezitierte im Fieberdelirium Bibelstellen in hebraeischer Sprache. Nach ihrer Genesung wußte sie kein einziges hebraeisches Wort, auch verstand sie den vorgelesenen Text nicht. Sie konnte nur angeben, daß sie einen Geistlichen, bei dem sie diente, solche Dinge habe oft vortragen hören. W. Volkmann erwähnte in seinen Vorträgen über Psychologie einen gleichen Fall. Ein Typhuskranker an der medizinischen Klinik in Jena sagte im Fieber Verse aus Homers Ilias auf. Als Rekonvaleszent erinnerte er sich keines griechischen Wortes mehr. Vor seiner Erkrankung bediente er Studenten und mag die griechischen Verse wiederholt gehört haben.

Es ließen sich noch viele Tatsachen als Beweis dafür anführen, daß der Mensch gar viel unbewußt perzipiert und verarbeitet, was dann gelegentlich ins Bewußtsein tritt und wie etwas Fremdartiges und Staunenerregendes, wie ein Traum und eine Intuition anmutet. Ist es da nicht erklärlich, daß selbst ein so hoher Geist, wie der Platos, seine Ideen für Reminiszenzen aus einer früheren höheren Existenz, für Anschauungen aus einem besseren, weit außerhalb des Bereiches des gegenwärtigen Lebens gelegenen Dasein ansah?

Aber auch die Reminiszenzen in unserem irdischen Dasein, die Assoziationen und Reproduktionen kommen fast ohne Beteiligung des Bewußtseins zu stande. Wie und warum sich die Vorstellungen assoziieren, wie und warum sie sich gegenseitig ins Bewußtsein heben, darüber weiß das Bewußtsein selbst keinen Aufschluß zu geben. Ja das Bewußtsein ist oft, wie allgemein bekannt, ein Feind der Reproduktion. Gibt man sich alle Mühe, einen vergessenen Namen ins Gedächtnis zu rufen und richtet zu diesem Behufe das Bewußtsein hartnäckig auf den Namen hin, so bringt man gewöhnlich nichts zu stande. Lenkt man aber das Bewußtsein nur für eine kurze Zeit von dem Worte ab, um die Reproduktion gleichsam unbewußt arbeiten zu lassen, so stellt sich der Name oft mühelos ein. Die Assoziationsgruppen entwickeln sich förmlich automatisch unter der Schwelle des Bewußtseins, wenn auch nach bestimmten Gesetzen. Ein Assoziationsprozess kommt uns als bewußter psychischer Vorgang nicht zum Bewußtsein, nur seine

Produkte können zum Bewußtseinsinhalt werden. So sehen wir hier wieder einen für den Menschen überaus wichtigen Komplex von psychischen Vorgängen, die sich dem Einflusse des Bewußtseins entziehen.

Überblicken wir nun alle angeführten Tatsachen, die uns die Unzulänglichkeit der psychologischen Methode der Selbstbeobachtung dartun sollen, so müssen wir zugeben, daß ihr wirklich Mängel anhaften. Aber dies gilt ja mehr weniger von jeder wissenschaftlichen Forschungsmethode, die auf Beobachtung ausgeht. Es ist klar, daß zur Beobachtung des eigenen Bewußtseins Übung und Erfahrung, ja sogar eine eigene Begabung gehört, denn es ist ein wahres Kunststück, die so rasch wechselnden Bewußtseinszustände zu verfolgen und dabei den natürlichen Ablauf der Empfindungen und Vorstellungen nicht zu stören oder gar ganz aufzuheben. Aber trotz all der Mängel und Schwierigkeiten hat sich diese Methode, wie sich später zeigen wird, doch als sehr nutzbringend und erfolgreich erwiesen. Vergleiche doch selbst ein *D'Alembert Locke*, einen der hervorragendsten Begründer der sog. introspektiven Psychologie, mit *Newton* und rühmt von ihm, »daß er es wagte, an sich selbst zu gehen und nach einem langen Studium seines eigenen »Ich« in dem »Essay concerning human understandings« (1690) den Spiegel wiederzugeben, in dem er sich selbst gesehen hatte.«

Die empirische Psychologie hat es aber nicht nötig gehabt, sich auf die einzige subjektive Quelle, das Bewußtsein, zu beschränken. Es stehen ihr noch andere, objektive Quellen zu Gebote. Das Studium des Entwicklungsganges des psychischen Lebens am Kinde liefert Beiträge von bedeutendem Werte. Das neugeborene Kind ist nach *Virchows* treffendem Ausspruch ein Rückenmarksautomat. Die ersten psychischen Regungen, das nach und nach sich einstellende Bewußtsein, die ersten schwachen Willensäußerungen u. s. w. führen uns auf die tiefsten Beziehungen der psychischen Vorgänge zu einander. Dasselbe gilt von den Beobachtungen an wilden, von der Kultur noch unberührten Naturmenschen, die in mancher Beziehung dem Kinde gleichen, sowie von den Beobachtungen an Tieren. Das Studium der Entartung der Seele, die sich in den verschiedenen Formen des Idiotismus und des Irrsinns kundgibt, liefert eine unschätzbare Bereicherung der psychologischen Erfahrung. Wir machen uns dabei gleichsam die von der Natur selbst angestellten Experimente zu nutze und verschaffen uns dadurch manch wichtige Berichtigung von Anschauungen, die auf Grund der subjektiven Methode allein gebildet worden sind. Auch die Biographien, insbesondere die Autobiographien, ja selbst die Geschichte der Völker liefert dem Psychologen wertvolle Beiträge. Daß übrigens die durch objektive Beobachtung erweiterte psychologische Methode noch weiter entwicklungsfähig ist, beweist die von Erfolg begleitete Einbeziehung des »*psychologischen Experimentes*« unter die Forschungsmittel der Psychologie.

Was nun die Psychologie in Bezug auf die Willensphänomene geleistet hat, soll im folgenden Abschnitt mit jener Einschränkung, die durch den knapp zugemessenen Raum geboten erscheint, dargelegt werden. Der psychologischen Leistung soll dann die physiologische gegenüber gestellt werden.

Der Wanderer, vom Durst geplagt, erblickt eine Weintraube. Es erwacht in ihm das Verlangen nach der Frucht. Aber die Traube hängt in einem fremden Weingarten. Er überlegt. Endlich greift er nach der Traube und verzehrt sie.

Gewiß ein sehr einfacher Vorgang: Körperbewegung zur Erreichung eines Zweckes, zur Befriedigung eines Bedürfnisses. Und wie kompliziert ist der psychische Prozess, der sich hier in einem Augenblicke vor uns abspielt!

Zunächst ist eine sog. Organ- oder Körperempfindung gegeben, die Empfindung des Durstes, hervorgerufen durch Verarmung des Organismus an Wasser. Dazu kommt die Erregung des Gesichtssinnes durch den Anblick der Weintraube und als Folge dieser Erregung die Gesichtsempfindung. Der Mensch nimmt die Gestalt, Farbe und Größe der Weintraube wahr. Infolge früheren wiederholten Genusses von Weintrauben und der dabei gewonnenen Erfahrung erinnert die Gesichtsempfindung an die dem Menschen zusagenden, angenehmen Geschmacks- und Geruchsempfindungen, die früher mit dem Genusse einer Weintraube immer verbunden waren. Diese Empfindungen treten wieder ins Bewußtsein, aber jetzt beim bloßen Anblick der Frucht nur als Erinnerungsbilder des wirklich erlebten Geschmackes und Geruches, als *Geschmacks- und Geruchsvorstellungen*. Der frühere Genuß der Weintrauben brachte dem Menschen damals auch die Kenntnis von der durststillenden Eigenschaft der Traube. Es wird die Erinnerung an die zuträgliche und angenehme Empfindung, die sich damals infolge der Durststillung eingestellt hat, wachgerufen und tritt als Vorstellung wieder ins Bewußtsein.

Alle diese Empfindungen und Vorstellungen bilden als gleichzeitiger Bewußtseinsinhalt die *Gesamtvorstellung der Weintraube*, d. h. Empfindung und Vorstellung aller Qualitäten der Frucht, von denen wir sowohl durch unsere auf die Außenwelt gerichteten Sinne als auch durch unsern, auf die jeweiligen Körper- oder Organzustände gerichteten Allgemeinsinn Kenntnis erhalten.

Die Gesamtvorstellung der Weintraube erregt nun im Verein mit der Körperempfindung des Durstes einen besonderen, eigens gearteten Bewußtseinszustand, der sich auf den Besitz und Genuß der Frucht und auf die dadurch zu erzielende Durstlöschung — demnach auf Herbeiführung eines angenehmen Körperzustandes richtet. Der Mensch lenkt seine Aufmerksamkeit auf die Frucht, er fühlt sich von ihr angezogen, zu ihr hingedrängt, er hat die Neigung, sich ihr zu nähern, sie abzureißen, um sie verzehren zu können. Es ist schwer, diesen Bewußtseinszustand noch näher zu kennzeichnen. Dafür wissen wir aber aus Erfahrung, daß man ihn

gewöhnlich *Verlangen, Begehren, Streben* nennt.

Hier wollen wir einstweilen stehen bleiben. Was sind denn das für Erscheinungen, die den Bewußtseinsinhalt des Strebens bilden? Was ist Empfindung und Vorstellung? Was heißt Streben? — Nach zahllosen vergeblichen Versuchen, eine Definition der Begriffe Empfindung und Vorstellung aufzustellen, ist man zu der Erkenntnis gelangt, daß diese Erscheinungen einfache, nicht weiter zerlegbare und daher auch eine Analyse nicht zulassende *Elementarphänomene* des Seelenlebens sind, die sich überhaupt nicht definieren lassen. Wir erleben sie als einen bestimmten Bewußtseinsinhalt in jedem Augenblicke unseres wachen Lebens und auch im Traume. Mehr sagt unser Bewußtsein über sie nicht aus. Wollten wir die Empfindung als einen Bewußtseinszustand bezeichnen, der durch einen äußeren Reiz, demnach durch eine Nervenregung *unmittelbar* hervorgerufen wird, so erführen wir, wodurch eine Empfindung hervorgerufen wird, aber nicht, was sie ist und worin ihr Wesen liegt. Kurz, wir wissen nur, daß unser Bewußtsein auf gewisse äußere Reize hin in Form einer Empfindung reagiert. Die Empfindung liegt aber nicht im Reiz, auch nicht im erregten Nervenorgan, sondern sie ist im Bewußtsein als dessen Zustand. Und ist kein Bewußtsein vorhanden, so können, wie z. B. bei dem gerade deshalb so treffend »Bewußtlosigkeit« benannten Zustand, Millionen von Reizen und Nervenregungen keine einzige Empfindung erzeugen. Die Schwingungen des Lichtäthers und die Schwingungen der Moleküle der Nervenzellen bleiben, was sie sind, nämlich Bewegungen, aber zu einer Bewußtseinserscheinung kommt es nicht.

Bezüglich der Empfindungen und Vorstellungen kann das Bewußtsein eigentlich nur in jedem speziellen Falle die Entscheidung fällen, ob der bestimmte Inhalt des eben vorhandenen Bewußtseins dem entspricht, was man gemeinlich unter *Empfindung* oder unter *Vorstellung* versteht. So ist der Bewußtseinsinhalt, den z. B. eine gerade tönende Glocke durch die Luftschwingungen und die Erregung des Gehörnerven ins Bewußtsein bringt, eine Empfindung. Eben so bewirken der eben am Himmel leuchtende Regenbogen, die gerade jetzt genossene Frucht und der den Menschen gerade jetzt plagende Durst Empfindungen.

Bezüglich der Vorstellungen sagt uns das Bewußtsein, daß deren Inhalt *objektiv* derselbe ist wie jener der zugehörigen Empfindungen: derselbe Glockenton wie in der Empfindung, jedoch ohne das wirkliche Tönen der Glocke, derselbe Farbeffekt des Regenbogens ohne das wirkliche Leuchten des Regenbogens am Himmel u. s. w. Der Vorstellungsinhalt stellt sich auf Grund eines bereits früher im Bewußtsein gewesenen zugehörigen Empfindungsinhaltes ein. Wenn aber auch der Inhalt der Empfindung und der der zugehörigen Vorstellung derselbe ist, so repräsentiert er sich doch jedesmal in einer anderen, den einen psychischen Elementarprozess von dem anderen unterscheidenden und ihn charakterisierenden Weise. Der empfundene Ton und der vorgestellte Ton haben dieselbe Tonhöhe,

dieselbe Tonstärke und die gleiche Klangfarbe, beide sind z. B. *dasselbe* a *derselben* Violine und sind doch in einer eigentümlichen, uns erfahrungsgemäß geläufigen, aber durch Worte nicht bestimm- baren Weise verschieden. Es muß also das, was vom Bewußtsein das einmal als Empfindungsinhalt bezeichnet wird, erst eine gewisse Veränderung erleiden, um von eben demselben Bewußtsein ein andermal Vorstellungsinhalt genannt zu werden. Diese Verän- derung bezieht sich aber bei einem Ton auf keine seiner bekannten Qualitäten weder auf die Tonhöhe und Tonstärke noch auf die Klangfarbe. Ähnlich ist es bei anderen Vorstellungen. Lotze meinte, der Vorstellung fehle die *sinnliche Frische* sie sei der Empfindung gegenüber *abgeblaßt*, denn der vorgestellte Ton klinge ebenso wenig wie der vorgestellte Regenbogen leuchte. Das ist wohl richtig, der vorgestellte Ton klingt nicht in Wirklichkeit außer uns, aber er klingt in unserm Bewußtsein als Vorstellung und eben dieses »Klingen im Bewußtsein« ist der Vorstellungsinhalt. Und der Ton klingt in der Vorstellung manchmal mit einer so wunderbaren sinn- lichen Frische, daß er für eine Empfindung gehalten wird, so daß der Vorstellende eine wirkliche Glocke zu hören überzeugt ist. Wir brauchen nur auf die in so hohem Grade interessanten Phäno- mene hinzuweisen, die *Halluzinationen* genannt werden. Ist die Halluzination eine Empfindung oder eine Vorstellung? Die Frage läßt sich nicht eindeutig beantworten, weil uns eben der Unter- schied beider erwähnten psychischen Elementarphänomene nicht näher bekannt ist. Es scheint sogar, daß der Unterschied beider ein *qualitativer* ist, da sich die Vorstellung quantitativ, was sinn- liche Frische und Lebhaftigkeit des Inhaltes anbelangt, der Empfin- dung immer mehr nähern kann, bis sie als Halluzination auch quali- tativ den Charakter einer Empfindung annimmt. Wir brauchen dabei gar nicht an Halluzinationen als psychopathische Erscheinungen zu denken; halluziniert denn nicht der Gesündeste im Traume?

Von den anderen Auffassungen des Verhältnisses der Vor- stellung zur Empfindung mag hier nur eine erwähnt werden: Die Vorstellung ist die Grundfunktion des psychischen Lebens, die Emp- findung nur eine besondere Art der Vorstellung. Deshalb ist jede Empfindung zugleich auch eine Vorstellung, jedoch nicht umgekehrt. Der Unterschied zwischen beiden ist aber wieder der äußere Reiz, der zur Empfindung nötig ist.

Außer Empfindungen und Vorstellungen findet sich, wie ange- geben wurde, im Bewußtseinsinhalt des Dürstenden noch ein an- deres Element, das als Verlangen, Begehren, *Streben* u. s. w. be- zeichnet wird. Es richtet sich auf den Besitz und Genuß der Frucht. Der Genuß soll den Durst stillen, demnach ein körperliches Be- dürfnis befriedigen, unangenehme Körperempfindungen in angenehme verwandeln und nebenbei auch eine angenehme Geschmacks- und Geruchsempfindung gewähren. Das Streben richtet sich somit auf Empfindungen, die aber vorläufig nur *vorgestellt* werden. Das *Strebeziel* sind also *vorgestellte Empfindungen*, die durch ein *vorgestelltes*

Erlebnis (Genuß der Frucht) dem Strebenden zuteil werden sollen. Der Genuß der Frucht ist das *Mittel* zur Verwirklichung des Strebezieses.

Der Bewußtseinszustand des Strebens als ein selbständiges Bewußtseinsmoment unterscheidet sich wesentlich von den anderen Inhalts-Elementen, nämlich von dem Empfinden und Vorstellen. Diese zwei Vorgänge sind auf die Außenwelt gerichtet oder sie beziehen sich auf die Organzustände des Menschen. Sie bringen immer einen objektiven Inhalt ins Bewußtsein, durch welchen der empfindende oder vorstellende Mensch Kenntnis von den ihn umgebenden Dingen und von den eigenen Organzuständen erhält. Man nennt sie daher *Erkenntnisformen*.

Während die Empfindungen und Vorstellungen dem Bewußtsein einen *gegenständlichen* (objektiven) Inhalt zuführen, vermittelt das Streben gar keine Erkenntnisse, da es nur einen *zuständlichen* (subjektiven) Inhalt ins Bewußtsein setzt. Durch das Streben wird der an sich ruhige Bewußtseinszustand des Empfindens und Vorstellens verändert. Der Mensch wird in eine Unruhe und Spannung versetzt. Er verspürt einen Drang zuzugreifen und etwas zu unternehmen, um das Erstrebte herbeizuführen.

Auf diese mühsame Weise müssen wir das umschreiben, was wir mit einigen Worten sagen könnten, wenn sich der Bewußtseinszustand des Strebens weiter analysieren ließe. Er ist aber wieder ein einfacher, nicht zerlegbarer, daher auch nicht zurückführbarer, nicht definierbarer psychischer Elementarzustand. Das Bewußtsein sagt es uns ganz genau, wann der Strebezustand erwacht; es sagt uns, unter welchen Verhältnissen und Bedingungen er sich einstellt; endlich sagt es, dass es ein psychischer Zustand ist, den wir gewohnheitsmäßig ein »*Gefühl*« nennen. Über das Wesen dieses *Strebegeföhles* aber sagt das Bewußtsein nichts aus.

Vielleicht gelingt es, den Sachverhalt, wie er hier dargestellt wurde, durch ein Gleichnis zu verdeutlichen. Um einen Stab aus weichem Eisen wird ein mit Seide umspinnener Draht in Schraubewindungen geführt, ohne daß er den Eisenkern berührt. Wird in den Draht ein elektrischer Strom eingeleitet, so macht er den Eisenkern magnetisch. Der Strom versetzt das Eisen in einen veränderten Zustand, ohne seine materielle Beschaffenheit zu alterieren, denn Eisen bleibt Eisen, ob es magnetisch ist oder nicht. Wird der Strom unterbrochen, so hört der magnetische Zustand im Eisenkern auf.

Nehmen wir nun an, der Eisenkern sei mit Bewußtsein begabt. Der Draht wäre für dieses »Eisenbewußtsein« ein objektiver Inhalt, Gegenstand einer Empfindung. Auch den im Draht kreisenden elektrischen Strom nähme der Eisenkern in Form einer Empfindung wahr. Nach Unterbrechung des Stromes hätte er von ihm nur eine Vorstellung. Aber seines eigenen magnetischen Zustandes müßte sich der Eisenkern als eines *Geföhles* bewußt werden. Und da der Eisenkern während des magnetischen Zustandes in seiner

Wirkungssphäre (in seinem magnetischen Felde) befindliche Eisenstückchen anzieht und festhält, so läßt sich der Vergleich weiter ausführen. Man braucht ihm nur ein Streben nach den Eisenstückchen anzudichten, wie wir es ja leblosen Dingen gegenüber so häufig tun, wenn wir z. B. sagen, der Körper strebt zur Erde zu fallen, die Elemente streben sich mit einander zu verbinden u. s. w.

Im Bewußtseinsinhalt des Strebens sind somit zwei Elemente von verschiedener Beschaffenheit aufgedeckt worden. Es sind dies: *die Vorstellung des Erstrebten* und das *Strebegefühl*. Das erste Element ist ein *gegenständliches*, das zweite dagegen ein *zuständliches*. Jenes ist für sich allein möglich, dieses nicht. Vorstellungen ohne ein Strebegefühl gibt es genug, aber ein Strebegefühl ohne die Vorstellung eines Strebezieles gibt es nicht.

Wie die Erfahrung nun lehrt, ist bei jedem *Wollen* ein Streben vorhanden. Jedes Wollen ist ein Streben aber nicht umgekehrt. Das Streben ist eine Vorstufe des Wollens. Es müssen zum Bewußtseinsinhalt des Strebens erst noch andere Vorstellungen und Gefühle hinzukommen, damit er sich in den Bewußtseinsinhalt des Wollens verwandeln kann.

Doch davon später. Wichtiger ist jetzt die Frage, warum denn eine bestimmte Vorstellung im Bewußtsein das Strebegefühl weckt und tausend andere Vorstellungen keines. Wodurch ist denn die das Strebegefühl weckende Vorstellung vor den anderen ausgezeichnet? Was charakterisiert sie als eine solche?

Hier geräth die Psychologie in Verlegenheit, während die Physiologie gerade bei der Beantwortung dieser Frage einen kleinen Triumph feiert. Doch die Physiologie muß jetzt bei seite bleiben. Für uns gelten gegenwärtig nur die Aussagen des befragten Bewußtseins und sonstige rein psychologische Quellen. Und was sagt das Bewußtsein? Daß diese Vorstellung ein Strebegefühl weckt und jene nicht. Warum gerade diese und nicht jene? Darüber schweigt es.

Vergleicht man aber die Vorstellungen, die gelegentlich ein Strebegefühl wecken können, miteinander, so findet man bei ihrer ungeheuren Zahl und Mannigfaltigkeit — was kann nicht einmal Gegenstand des Strebens werden — kein einziges gemeinsames Merkmal, durch welches sie sich als solche auszeichnen würden. Die Quelle des Strebegefühls kann somit nicht in der Vorstellung gelegen sein — und doch ist es die Vorstellung, die das Strebegefühl weckt.

Vielleicht sind es bestimmte *Wirkungen* der Verwirklichung des Strebezieles, die, gleichzeitig mit diesem vorgestellt, das Strebegefühl erwecken? Dadurch würde eigentlich nichts erklärt werden. Wird das vorgestellte Strebeziel wegen seiner Wirkungen auf den Strebenden begehrt, so sind diese Wirkungen das eigentliche Strebeziel und es erhebt sich wieder bezüglich der Wirkungen die Frage, warum sie ein Strebegefühl wecken.

Die psychologische Erfahrung lehrt uns nun, daß die beiden Grundgefühle, auf welche sich alle Gefühle wie auf Paradigmen

zurückführen lassen, die Gefühle der *Lust* und *Unlust* sind. Verlangen, Begehren, Streben stehen zu dem Gefühl der Lust in Beziehung. Was Lust bringt, wird angestrebt, was Unlust bringt, wird verabscheut. So sind wir Menschen von Natur aus veranlagt. Es wird behauptet, daß erfahrungsgemäß der Fall nicht denkbar sei, daß jemand etwas *wirklich Unlustvolles wirklich anstreben würde*.

In dieser Allgemeinheit ist die Anschauung nicht richtig. Sie hat auch zahlreiche Gegner gefunden. Aber nicht alle Einwendungen sind begründet.

Abzuweisen ist zunächst die Einwendung, dass das menschliche Streben und Wollen zur reinsten Genußsucht und zum raffiniertesten Hedonismus führen müßte, wenn bei jeder Handlung nur die Menge der Lust, die das angestrebte Erlebnis bringen dürfte, maßgebend wäre. Gibt es denn keine reine Lust und Freude? Ist es nicht eine erhabene Lust, Gott mit reinem Herzen zu verehren? Ist es nicht eine edle Lust, Bedrängten beizustehen? Ist die Lust, die ein wissenschaftliches Streben bereitet, etwa zu verabscheuen? Muß man denn bei jedem Gefühl der Lust nur an die Befriedigung niedriger thierischer Triebe denken?

Eine weitere Einwendung gründet sich auf die Erfahrung, daß das Gefühl der Lust keine unbedingt notwendige Folge des Strebens nach einem Erlebnis sei. Häufig bringe die Verwirklichung des Strebens die vorgestellte und erwartete Lust nicht. Somit sei die vorgestellte Lust eine sehr unzuverlässige Begleiterin des Strebens. Wir müssen zugeben, daß solche Fälle sehr häufig vorkommen. Der Strebende ruft, am Ziele seines Strebens angelangt, enttäuscht aus: »Das habe ich mir ganz anders vorgestellt«. Aber gerade dieser Ausruf ist ein klarer Beweis dafür, daß er die vorgestellte Lust erwartet hat. Er hat sich nur in Bezug auf die Fülle der Lust oder auf die Lustwirkung selbst getäuscht. Uns handelt es sich aber um die Analyse des Bewußtseinszustandes des Strebens. Deshalb ist es gleichgültig, was auf die Verwirklichung folgt, ob sie Lust bringt oder nicht.

Wenn es andererseits heißt, die Verwirklichung des Strebeziesels bringe später möglicherweise *keine Lust mehr*, so ist auch dieses Ereignis kein seltenes. Es können sich ja die Verhältnisse mittlerweile geändert haben. Es können Umstände eingetreten sein, die die Lustwirkung vereiteln. Auch der Strebende selbst kann seine Anschauungen, seinen Geschmack und seine Wertschätzung für das Erstrebt ändern. Was ihm früher im hohen Grade erstrebenswert schien, kann gegenwärtig gleichgültig oder sogar widerwärtig sein. Es ist überhaupt eine wichtige Bedingung für das Zustandekommen des Lustgefühles wie für die Verwirklichung der Lustwirkung, daß sich im Bewußtsein keine Vorstellungsgruppen als unabweislicher Inhalt festsetzen, welche die Vorstellung des Lustgefühles als Bewußtseinsinhalt gar nicht aufkommen lassen oder bei Verwirklichung des Strebens die Lustwirkung beeinträchtigen oder ganz

unterdrücken. Es kann ein Musikfreund bei der Vorstellung seiner Lieblingsoper bisher immer ein Gefühl der Lust mitvorgestellt haben und das Streben nach dem Genuß, den die Oper bietet, mag sich bisher immer eingestellt haben. Kommen aber schwere Sorgen, eine tiefe Trauer oder körperliche Schmerzen über ihn und nehmen sein Denken und Fühlen stetig ein, so ist es nur zu wahrscheinlich, daß ihn die Vorstellung der Oper gleichgültig läßt.

Es gibt auch Fälle, daß jemand etwas anstrebt, was *gewöhnlich kein Streben*, sondern im Gegenteil *ein Widerstreben* weckt, ein Ding, mit dessen Vorstellung keine *vorgestellte Lust*, sondern eine *vorgestellte Unlust* verknüpft zu sein pflegt. So kann jemand darnach streben, zu einer bestimmten Zeit krank zu werden. Er befinde sich im Anklagezustand vor Gericht und der Tag der Gerichtsverhandlung stehe bevor. Bei einem nur kurzen Aufschub ließe sich die inkriminierte Angelegenheit vielleicht noch ordnen und die Verurteilung vermeiden. Käme eine Krankheit, so wäre ein Aufschub der Verhandlung auf Grund des Gutachtens eines Gerichtsarztes zu erzielen — und Zeit gewonnen, alles gewonnen.

Mit Rücksicht auf solche Fälle muß die Auffassung des Verhältnisses des Strebens zum Gefühl der Lust dahin modifiziert werden, dass es sich beim Streben nicht um das Gefühl der *absoluten* sondern um das der *relativen Lust* handelt. Dieses ist aber ein solches Gefühl der Lust oder Unlust, welches, mit einem anderen gleichartigen Gefühl verglichen, entweder ein Gefühl *größerer Lust* oder *geringerer Unlust* bedeutet. Unser Beispiel wird das Verhältnis klar machen. Die Vorstellung der Befreiung von der Anklage und Verurteilung bedingt, verglichen mit der Vorstellung der Erhaltung der Gesundheit, die Vorstellung der *größerer Lust*. Die Vorstellung der Verurteilung ist verknüpft mit der Vorstellung eines Unlustgefühles, die Vorstellung der Erkrankung desgleichen. Da aber die Vorstellung der Erkrankung, verglichen mit der Vorstellung der Verurteilung, die Vorstellung der *geringeren Unlust* mit sich bringt, so verknüpft sich mit jener Vorstellung die der *relativen Lust* und die Erkrankung wird Gegenstand des Strebens. Der Mensch findet nämlich bei dem Übergange von einer größeren Unlust zu einer geringeren ebenso ein Behagen, wie er das bloße Nachlassen intensiver körperlicher Schmerzen als eine Wohltat empfindet, auch wenn zunächst noch keine Schmerzlosigkeit vorhanden ist.

Bei dem angegebenen Vergleich zweier Lust- oder Unlustgefühle muß man aber daran festhalten, daß nur *vorgestellte Gefühle* oder *Gefühlsvorstellung n* mit einander verglichen werden können. Ein Gefühl, das man eben erlebt, läßt sich zum Zwecke einer Vergleichung mit einem vorgestellten Gefühl nicht objektivieren. Sollte es mit einem bereits erlebten, also gegenwärtig nur vorgestellten oder mit einem erst erwarteten, demnach auch nur vorgestellten Gefühl, verglichen werden, so müßte es sich vom übrigen Bewußtseinsinhalt gleichsam erst lösen und aus einem zuständ-

lichen in ein gegenständliches Element im Bewußtseinsinhalt umwandeln, um dem beobachtenden und vergleichenden Bewußtsein als Objekt gegenüberzutreten. Das Gefühl müßte sich vorher in eine Gefühlsvorstellung verwandeln.

In dem eben angeführten Beispiel gibt es zwei gefühlsweckende Erlebnisse — Verurtheilung und Erkrankung, daher auch zwei vorgestellte Gefühle, die verglichen werden können. Was aber, wenn ein solches Vergleichsobjekt mangelt? In diesem Falle wird das vorgestellte Gefühl, welches der Strebende von der Erreichung des Strebezieses erwartet, verglichen mit dem vorgestellten Gefühl, das sich bei Nichtverwirklichung des Strebezieses einstellen würde. Bedingt die Vorstellung der Verwirklichung die Vorstellung einer größeren Lust oder geringeren Unlust, dagegen die Vorstellung der Nichtverwirklichung die einer geringeren Lust oder größeren Unlust, so stellt sich das Gefühl der relativen Lust und mit ihm der Strebezustand ein. Ist das Gegenteil der Fall, so muß sich ein Widerstreben einfinden.

Nach dieser Darstellung könnte es scheinen, daß das Gefühl der relativen Lust mit dem früher erwähnten Gefühl des Strebens identisch sei. Wäre dies der Fall, so könnte man einfach sagen, es sei der Bewußtseinszustand des Strebens gegeben, wenn mit der Vorstellung des Strebezieses das Gefühl der relativen Lust verknüpft ist.

In Wirklichkeit verhält sich die Sache denn doch anders. Diese beiden Elemente im Bewußtseinsinhalt des Strebens sind wohl Gefühle, aber das Bewußtsein verhält sich zu jedem von ihnen in einer anderen Weise. Beim Erleben des Lustgeföhles ist es rezeptiv, d. h. der Mensch läßt das Gefühl auf sich wirken und läßt es über sich ergehen, ohne etwas dazu zu tun. Er verhält sich etwa wie ein Frierender, der eine warme Stube betritt und die wohlthuende Wärme auf sich wirken läßt. Dagegen fühlt sich der Mensch beim Erleben des Strebegeföhles aktiv beteiligt, er verspürt einen inneren Drang oder einen Impuls, etwas dazu beizutragen und dazu zu tun, um das Strebeziel zu erreichen. Gerade das Wort »Streben« drückt diesen Drang so prägnant aus. Ein ruhiges, passives Streben kann man sich nicht vorstellen. Es wäre dies eher ein resigniertes, stilles Wünschen.

Noch ein zweiter Umstand beweist die Verschiedenheit des Geföhles der relativen Lust und des Strebegeföhles. Die Erfahrung lehrt nämlich, daß das Lustgeföhle zunimmt, je mehr man sich der Verwirklichung des Strebezieses nähert, während das Strebegeföhle dabei immer mehr abnimmt. Ist die Verwirklichung endlich erreicht worden, so ist das Gefühl der Lust gerade am lebhaftesten, da es nicht mehr bloß vorgestellt sondern wirklich erlebt wird, dagegen ist das Strebegeföhle im Momente des Erreichung des Strebezieses vollständig verschwunden. Auch wenn wir der Erreichung eines Zieles vollkommen sicher sind und gar nichts dazu beizutragen brauchen, so stellt sich das Strebegeföhle und mit ihm der Strebe-

zustand erst gar nicht ein, dagegen kann das Gefühl der Lust dabei recht lebhaft sein.

Um das Verhältnis der beiden Gefühle im Bewußtseinszustande des Strebens genauer zu bestimmen, muß man auch noch daran festhalten, daß das Strebegefühl während des Strebens wirklich erlebt, das der Lust dagegen bloß vorgestellt wird. Das Strebegefühl ist ein zuständlicher, das Gefühl der relativen Lust in diesem Falle ein gegenständlicher Inhalt im Strebebewußtsein. Beide gehören aber *gleichzeitig demselben* Bewußtsein an, beide müssen ihm daher die Spuren ihres Vorhandenseins aufprägen. Es wird durch beide zugleich zum *Bewußtsein des lustvollen Strebens*.

Wieder soll uns ein Vergleich das Verständnis erleichtern. Es wird ein Stein horizontal geworfen. Die Wurfkraft verleiht ihm eine Geschwindigkeit in horizontaler Richtung. Wäre dies die einzige Bewegungsursache, so müßte sich der Stein in der angegebenen Richtung geradlinig bewegen. Nun erteilt ihm aber gleichzeitig die Erdschwere eine Beschleunigung in vertikaler Richtung abwärts. Wäre die Erdschwere allein da, so würde sich der Stein in vertikaler Richtung geradlinig zur Erde bewegen. Er fiel zur Erde. Da aber die beiden Bewegungsimpulse gleichzeitig gegeben sind, so kommt eine parabolische Bahn zu stande, in welcher sowohl die Bewegung vorwärts infolge der Wurfkraft als auch die Bewegung abwärts infolge der Erdschwere ihren Ausdruck findet. Gerade so findet im Bewußtseinszustand des lustgefärbten Strebens sowohl das Gefühl der Lust als auch das Strebegefühl seinen Ausdruck.

Ein Beispiel wird den Thatbestand noch besser erklären. Auf dem Berggipfel steht in Gesellschaft befreundeter Personen ein für Naturschönheit empfänglicher Tourist, ganz versunken in die Betrachtung der herrlichen Landschaft. Plötzlich ein Schrei! Eine ihm teure Person stürzt in den Abgrund.

Vor dem Unglücksfalle war das Bewußtsein des Touristen erfüllt von Empfindungen, die der Anblick der Landschaft weckte. Sie nahmen das Bewußtsein in einem so hohen Grade für sich in Anspruch, daß ein anderer Bewußtseinsinhalt nicht aufkommen konnte, ausgenommen das ruhige Gefühl der Freude, die der Naturgenuß gewöhnlich gewährt. Der Anblick des Abstürzenden bringt nun ins Bewußtsein gerade so nur einen Empfindungscomplex wie früher der Anblick der Landschaft. Aber welche Umwälzung bewirkt er im Bewußtsein! Der ruhige, rezeptive, auf die Betrachtung der Landschaft gerichtete Bewußtseinsinhalt ist wie weggeweht. Eine wahre Flucht neuer Vorstellungen stellt sich ein und nimmt das Bewußtsein ganz für sich ein. Ist der Verunglückte tot? Lebt er noch? Sind die Verletzungen lebensgefährlich? Ist eine Rettung noch möglich? Wird er völlig genesen? Wer soll Hilfe bringen? Ist ein Arzt in der Nähe? Und je nachdem diese oder jene Vorstellung im Augenblick vorherrscht, wechselt auch die *Stimmung*, denn Gefühle ziehen ins vorstellende Bewußtsein ein und gestalten es jedes nach seiner Art. Jetzt Niedergeschlagenheit, Trauer, Ver-

zweiflung, jetzt wieder bange Spannung, Erwartung und Hoffnungsfreude — und allen Gefühlen voran das Strebegefühl zu helfen, wenn noch zu helfen ist. Dieses vorherrschende Gefühl mit seiner Aktivität, mit seinem Hasten und Drängen ist die Folge des Gefühles relativer Lust, die sich einstellt, sobald mit der Vorstellung der noch möglichen Verwirklichung des Streberzieles, der Rettung, das Gefühl der Unlust abzunehmen beginnt. Stellt es sich endlich heraus, daß jegliche Hilfe vergeblich ist, so verschwindet das unruhige Strebegefühl und mit ihm alle Aktivität und macht wieder Platz dem ruhig ergebenen Gefühl des Schmerzes und der Trauer.

Ein zweites Beispiel mag uns zugleich das disjunktive Streben erklären. Der reiche Kaufmann sitzt behaglich in seiner Schreibstube und denkt daran, sich nach einer langen Reihe von Jahren angestrengter Arbeit zur Ruhe zu setzen. Sein Gesundheitszustand fordert es. Da kommt von einer Bank das Telegramm: »Ihr Bruder hat die Zahlungen eingestellt.« Wieder zieht Unruhe in das vorhin ruhig vorstellende Bewußtsein ein wie im vorigen Beispiel beim Absturz des Freundes. Soll er den Bruder retten? Dann muß er auf seinen Lieblingsplan verzichten und sich noch viele Jahre weiter plagen. Oder soll er den Bruder dem Geschieke überlassen und auf das eigene Wohl, auf seine erschütterte Gesundheit Rücksicht nehmen? Wovon wird der Entschluß abhängen? Offenbar wieder vom Gefühl der relativen Lust.

Nehmen wir an, es verbinde sich bei dem Kaufmanne mit der Vorstellung »Rettung des Bruders« die Vorstellung einer *grösseren Lust* als mit der Vorstellung »Verwirklichung des eigenen Planes« — und mit der Vorstellung »Nichtverwirklichung des eigenen Planes« die Vorstellung einer *geringeren Unlust* als mit der Vorstellung »Ruin des Bruders«, so muß sich bei ihm die Vorstellung der *relativen Lust* und das Streben, dem Bruder beizustehen, entwickeln. Das Streben wird in diesem Falle ein disjunktives genannt, weil der Strebende zwischen zwei Strebezielen zu wählen hat, die sich gegenseitig ausschließen.

Die bisherige Analyse hat nun zu folgendem Ergebnis geführt:

1. Das Streben ist eine Vorstufe des Wollens, jedes Wollen ist auch ein Streben, aber nicht jedes Streben ist schon ein Wollen.

2. Zum Bewußtseinszustand des Strebens (somit auch zu dem des Wollens) gehört als *gegenständlicher* Bewußtseinsinhalt: die Vorstellung eines Strebezieles.

3. Zum Bewußtseinszustand des Strebens (somit auch zu dem des Wollens) gehört als *zuständlicher* Bewußtseinsinhalt: das von der Vorstellung der relativen Lust beeinflusste Strebegefühl.

4. Zum Bewußtseinsinhalt des Strebens muß noch ein weiterer Inhalt dazukommen, damit sich das Streben zum Wollen entwickelt.

Die nächste Aufgabe beruht demnach in der Aufsuchung dieses weiteren Inhaltes.

Der Landmann kann die dem Gedeihen der Saat günstige Witterung wünschen. Der Kranke kann Gesundheit wünschen, er kann sie auch anstreben, indem er selbst manches tut, was die Genesung befördert. Aber er kann die Gesundheit ebenso wenig *wollen* wie der Landmann die günstige Witterung. Auch der Tourist kann die Rettung seines verunglückten Freundes nur sehnsüchtig wünschen und anstreben, wollen kann er sie nicht. Wenn in diesen und ähnlichen Fällen vom »Wollen« die Rede ist, so wird dieses Wort nur unberechtigter Weise angewendet, während man eigentlich »wünschen« und »anstreben« sagen sollte. Aber der vermögende Kaufmann darf sagen: »Ich will meinen Bruder retten.«

Die Sache ist ja klar. Ist die Verwirklichung eines Strebezieses an sich zwar möglich oder sogar wahrscheinlich, wie z. B. Regen nach einer längeren regenlosen Zeit, aber von einer Bedingung (Naturprozess) abhängig, welche der menschlichen Macht entzückt ist, so ist ein solches Strebeziel dem menschlichen Wollen für immer unzugänglich. Aber auch wenn die Bedingungen der Verwirklichung eines Strebezieses durch menschliche Kraft erfüllt werden können, jedoch die Kräfte des Strebenden dazu nicht hinreichen, so kann sich das Streben in ein Wollen nicht verwandeln. Nur wenn der Strebende die Überzeugung gewinnt, daß sich das Strebeziel erreichen läßt, daß zur Verwirklichung sein Eingreifen erforderlich und seine Kräfte hinreichend sind, ist ein Wollen möglich. Die Verwirklichung des Strebezieses muß somit nach Überzeugung des Strebenden von erfüllbaren Bedingungen abhängen und diese Bedingungen müssen durch das Zutun des Strebenden erfüllbar sein, demnach in kausaler Abhängigkeit vom Strebenden vorgestellt werden. Das Bewußtsein des Strebenden muß die *Vorstellung festhalten*, das Strebeziel stehe am Endpunkte einer mehr weniger komplizierten Kausalreihe und an diesem oder jenem Gliede dieser Reihe müsse der Strebende selbst mitwirkend und mitbestimmend eingreifen. Hält der Strebende diese Vorstellung nicht fest oder gewinnt er auf einmal die Überzeugung, daß die Verwirklichung des Strebezieses seiner Machtsphäre entzückt worden sei oder daß seine Kräfte zu schwach seien, so sinkt das Wollen sofort zum bloßen Wünschen oder Streben herab. Will man jemand bewegen, daß er etwas nicht bloß wünsche oder anstrebe, sondern wirklich wolle, so braucht man ihm nur die Überzeugung beizubringen, daß die Verwirklichung des Gewollten, welches an sich erstrebenswert ist, durch sein Zutun leicht herbeigeführt werden könne. Umgekehrt kann man den Willen eines Menschen förmlich lähmen, wenn man ihm den Glauben beibringt, die Verwirklichung des Gewollten übersteige seine Kräfte. Welche Bedeutung diese Tatsachen für die Paedagogik haben, leuchtet ohne weiteres ein.

Es wird aber eingewendet, daß ein wirkliches Wollen doch möglich sei, obwohl der Wollende die Überzeugung habe, er könne selbst die Verwirklichung nicht herbeiführen. So könne ein Kranker

die ihm das Leben rettende Operation *wirklich wollen*, obwohl er sie nicht ausführen könne. Diese Einwendung beruht auf einer falschen Voraussetzung. Hier liegt das eigene Eingreifen nicht in der Vornahme des Operationsaktes, sondern in der Zulassung und Veranlassung der Operation durch einen Chirurgen. Der Kranke weiß, daß die Operation ausführbar ist, daß die Vornahme von ihm abhängt, indem er sich nur dazu zu entschließen und einen Chirurgen zur Vornahme zu veranlassen braucht. Die notwendige kausale Abhängigkeit ist wirklich vorhanden, daher ist auch ein wirkliches Zutun vorhanden. Es kann allerdings der Fall eintreten, daß das auf die Operation gerichtete wirkliche Wollen wieder zu einem eitlen Verlangen oder zwecklosen Streben wird, wenn z. B. ein Chirurg nicht rechtzeitig oder überhaupt nicht zur Verfügung steht, wie so häufig im Kriege in wenig kultivierten Ländern und bei mangelhafter Einrichtung des Sanitätswesens.

Daraus geht hervor, daß es für das Zustandekommen des Willensaktes gleichgültig ist, ob der Wollende wirklich selbst eingreift oder jemand anderen zum Mitwirken veranlaßt. Das Eingreifen des anderen gehört eben auch zu den Bedingungen, die durch das Zutun des Wollenden wirksam gemacht werden sollen.

Weiter wird eingewendet, daß oft das Eingreifen des Wollenden nicht nur unnötig, sondern geradezu nachteilig und hinderlich sei. Es sei im Gegenteil ein Nichteingreifen und ein ruhiges Verhalten des Wollenden erforderlich. Der Sohn habe z. B. den Vater schwer gekränkt und erzürnt und wolle Verzeihung erlangen. Griffe er selbst ein und träte vor den zürnenden Vater, so würde er das Übel nur steigern. Verhalte er sich aber ruhig und lasse andere für sich wirken, so komme er eher zum Ziele. Aber trotz des Nichteingreifens sei ein wirklicher Wille vorhanden.

Auch hier geht man von unrichtigen Voraussetzungen aus. Ist es denn nicht auch eine Art der eigenen Betätigung, ruhig sitzen zu bleiben und andere für sich wirken zu lassen? Ist z. B. das ruhige Verhalten auf der Jagd beim Anstand oder vor dem photographischen Apparat nicht auch ein Zutun zur Erreichung eines Zieles?

Ferner wird bemängelt, daß man schon das *bloße Vorstellen* des eigenen Zutuns des Wollenden für genügend erachte zur Entwicklung des Willenszustandes, während dazu ein *wirkliches Handeln* erforderlich sei. Ein Wollen, das nicht sofort in eine Tat übergehe, sei kein wirkliches Wollen sondern ein bloßes Wünschen oder Streben. Der Wille sei immer die *Ursache einer Handlung*. Es müsse daher dem wirklichen Willen die Tat mit Notwendigkeit folgen, sonst wäre die Ursache keine Ursache oder wenigstens keine vollständige Ursache.

Dieser Argumentation muß zunächst entgegengehalten werden, daß die Setzung der Ursache eines Ereignisses keineswegs den Eintritt dieses Ereignisses herbeiführen muss. »Ursache« ist ein Komplex von Bedingungen, von deren Erfüllung der Eintritt des

Ereignisses abhängt. Die Bedingungen können nun erfüllt worden sein, aber ihre Wirkungen können durch störende Faktoren aufgehoben werden. Legt man z. B. eine Kugel auf eine geneigte Fläche (schiefe Ebene), so werden die Bedingungen der Bewegung erfüllt. Es wird aber die Bewegung nicht eintreten, wenn infolge der Rauheit der Flächen die Reibung zu groß ist.

Man kann allerdings den Begriff Ursache auch auf negative Bedingungen, d. h. auf das Nichteintreffen hindernder Faktoren ausdehnen, aber man darf auch den Willen nicht als die *alleinige Ursache* von Handlungen bezeichnen, denn der Wille ist ja nur *eine* der vielen möglichen Ursachen einer Handlung. Die Aussage »Wille ist Ursache einer Handlung« bestimmt übrigens nicht das Wesen des Willens, sondern nur seine möglichen Folgen. Wir müssen aber daran festhalten, daß das Wollen ein bestimmter Bewußtseinszustand ist und wir möchten vor allem wissen, aus welchen psychischen Elementen er sich aufbaut. Dieser Bewußtseinszustand liegt aber möglicherweise schon vor, selbst wenn er noch keine praktischen Folgen hat. Nicht das wirkliche Eingreifen des Wollenden macht den Bewußtseinszustand des Strebens zu dem des Wollens, sondern die Ausdehnung des Strebens auf das eigene Eingreifen, man könnte sagen das »*Tun-Wollen*«. Die zur Verwirklichung des Gewollten führenden Handlungen können ja einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Ein Verschieben der Handlung auf eine spätere Zeit trotz des bereits feststehenden Willensentschlusses kann sogar ein wichtiges und unerläßliches Mittel zur Verwirklichung des Gewollten sein. Darin zeigt sich eben die Handlungsweise des erfahrenen Menschen, daß er alles zur rechten Zeit unternimmt. Kriege waren oft sorgfältig vorbereitet, der Willensentschluß, die Entscheidung der Waffen anzurufen, stand unabänderlich fest und doch wurde nicht losgeschlagen, bis der richtige Zeitpunkt gekommen war. Ist aber der Bewußtseinszustand des Wollens einmal vorhanden, so bleibt er es, auch wenn der Wollende, nachträglich durch Umstände bewogen, die Verwirklichung unterläßt. Sein ganzes Leben muß er dann sagen: »Damals habe ich dies oder jenes gewollt.«

Streng genommen gehört die aus dem Bewußtseinszustand des Wollens resultierende Handlung gar nicht in den Bereich der psychologischen Analyse, denn dieser handelt es sich nur um Aufdeckung des bestimmt gearteten Bewußtseinsinhaltes im Moment, da der Willen entsteht und fertig da ist. Was dann daraus folgt, ob der Wollende das Gewollte überhaupt verwirklicht, wann er dies tut oder zu tun beabsichtigt, ist für diese Analyse belanglos.

Es wurde eben auf das »*Tun-Wollen*« Nachdruck gelegt. Wenn aber das eigene Eingreifen des Wollenden Gegenstand des Wollens werden soll, so muß es zum Bewußtseinsinhalt des Wollens gehören. Es muß vorgestellt werden. Wie ist nun diese Vorstellung beschaffen? Das eigene Tun ist doch ein ganz anderes Ding als so ein gewöhnliches äußeres Objekt des Vorstellens. Beim gewöhnlichen

Vorstellen eines äußeren Objektes verhält sich das Bewußtsein ruhig rezeptiv, es läßt den Inhalt eintreten, hält den Inhalt eine gewisse Zeit hindurch mit einem bestimmten Klarheitsgrade fest und läßt ihn dann wieder verschwinden, etwa wie man die Bilder eines beweglichen Panoramas nacheinander ansieht. Beim Vorstellen des eigenen Tuns scheint aber etwas mehr zu geschehen. Was dieses »Mehr« ist, mag uns ein ganz einfacher Vorgang, z. B. eine Armbewegung zeigen. Der Arm kann entweder *unwillkürlich*, d. h. infolge eines Reflexvorganges bewegt werden oder *willkürlich*, d. h. infolge eines Willensaktes. Berührt man unversehens mit den Fingern einen heißen Gegenstand und zieht rasch den Arm zurück, so geschieht diese Bewegung unwillkürlich. Zieht man dagegen den Arm zurück, um das Ruder eines Kahnens zu bewegen, so ist die Bewegung willkürlich. Nehmen wir nun an, es werde eine und dieselbe Armbewegung einmal unwillkürlich, ein andermal willkürlich ausgeführt, so läuft in beiden Fällen dieselbe Reihe von Empfindungen ab, die durch Erregung der Nerven in denselben beteiligten Muskeln, Sehnen, Gelenken und Hautabschnitten hervorgerufen werden. Die Gesamtheit dieser Empfindungen in ihrer genau bestimmten Aufeinanderfolge bildet die *Gesamtempfindung* dieser Armbewegung. Sie ist nun genau dieselbe, ob die Armbewegung eine Reflexerscheinung oder ob sie eine Handlung ist, denn in beiden Fällen baut sie sich aus denselben Einzelempfindungen auf, die in derselben Reihenfolge ablaufen, selbstverständlich wenn beide Bewegungen ganz gleich sind. Und doch unterscheidet sich die Handlung »Armbewegung« von dem bloßen Geschehen »Armbewegung« im menschlichen Bewußtsein ganz deutlich. Das unterscheidende Merkmal kann aber weder in der Bewegung selbst noch in deren Gesamtempfindung gelegen sein, da diese ja in beiden Fällen gleich sind. Im Bewußtsein muß es aber als Inhalt vorhanden sein, denn das Bewußtsein macht ja den Unterschied zwischen den beiden Arten der Bewegung. Dem objektiven Inhalt des Bewußtseins, der Bewegungsempfindung, kann es aber nicht angehören, wie eben festgestellt wurde. Daher kann es nur als *subjektiver* Inhalt dem Bewußtsein eigen sein. Es ist bei der willkürlichen Bewegung im Bewußtsein vorhanden, bei der unwillkürlichen dagegen fehlt es.

Das Bewußtsein erfährt somit bei jeder Handlung eine Modifikation in Form eines *Gefühles*, durch welches der Mensch des Geschehens als eines von ihm abhängigen und von ihm infolge eines Entschlusses ausgeführten Aktes bewußt wird. Tritt daher zu der ein Geschehen constituirenden Empfindungsreihe noch ein subjektiver Bewußtseinsinhalt *als Gefühl* hinzu, welcher den Menschen das Geschehen als seiner Initiative entsprungen und aus seiner eigenen Aktivität gleichsam hervorgequollen fühlen läßt, so nennt der Mensch dieses Geschehen sein Tun, seine Handlung. Infolge dieses Gefühles des eigenen Tuns weiß der Mensch in jedem Falle, daß er etwas getan hat, tut oder tun wird. Er unterscheidet sein Tun von dem, was an ihm oder in ihm oder mit ihm geschieht

ohne Beteiligung seiner Aktivität. Dieses Gefühl des eigenen Mitwirkens können wir das *Gefühl der Autergie* nennen.

Es wurde erwähnt, daß bei jeder Handlung aus Nervenerrregungen bestimmte Empfindungskomplexe hervorgehen. Sie sind die Wurzeln des sog. *Innervationsgeföhles*. Vielleicht ist nun dieses identisch mit unserem Autergiegeföhle? Keineswegs. Abgesehen davon, daß sich das sog. Innervationsgeföhle auch bei unwillkürlichen Bewegungen einstellt, daher kein ausschließliches Merkmal der Handlung ist, mag nur noch bemerkt werden, daß hier das Wort Innervationsgeföhle irrtümlich für *Innervationsempfindung* gebraucht wird. Ausführlicher wird davon in der Physiologie des Willens die Rede sein.

Vielleicht ist aber das Autergiegeföhle mit dem früher besprochenen *Strebegeföhle* identisch? Beim Erleben des einen wie des anderen föhlt sich der Mensch als aktiver d. h. strebender oder wollender Teilnehmer des Geschehens und nicht als stiller, bloß rezeptiver Zuschauer wie beim Erleben eines Lustgeföhles. Auch das Autergiegeföhle hat ganz deutlich den Strebecharakter an sich. Und doch ist ein Unterschied zwischen beiden Geföhlen vorhanden. Im Strebegeföhle verspürt der Mensch einen inneren Drang nach Erreichung des Strebezieles, er stellt aber das eigene Eingreifen noch nicht als notwendige Bedingung der Verwirklichung des Strebezieles vor. Dem Strebenden ist es gleichgültig, ob das Strebeziel durch einen der menschlichen Macht nicht zugänglichen Naturprozess oder durch ein vom Strebenden nicht beeinflusstes Mitwirken anderer Menschen erreicht wird. Beim Autergiegeföhle dagegen muß gerade das eigene Zutun als eine unumgänglich nötige Bedingung der Verwirklichung und das eigene Mitwirken muß als ein beabsichtigtes und gewolltes vorgestellt werden. Wir nannten es vorhin die Vorstellung des Tun-Wollens.

Beim Streben ist die Vorstellung des eigenen Mitwirkens des Strebenden eigentlich noch nicht möglich und auch nicht erforderlich, weil die Frage nach der Möglichkeit der Verwirklichung des Strebezieles offen ist, weshalb es auch noch unbestimmt ist, ob überhaupt ein Mitwirken des Strebenden nötig sein wird oder nicht. Beim Wollen hingegen ist diese Frage bereits entschieden. Die Erreichbarkeit des Strebezieles wird vorgestellt und dazu ausdrücklich als eine Folge des Mitwirkens des Wollenden, dessen Kräfte nach seiner eigenen Überzeugung zum erfolgreichen Mitwirken hinreichen werden. Dadurch nun, daß die Vorstellung der Erreichbarkeit des Strebezieles, der Bedingungen und des eigenen Mitwirkens neu hinzukommt, erweitert sich der Bewußtseinsinhalt des Strebens zu dem des Wollens — und dadurch, daß das Streben nach der Realisierung des Strebezieles sich weiter ausbildet zum Streben nach den Bedingungen der Realisierung überhaupt, und hauptsächlich zum Streben nach der eigenen Mitwirkung — wodurch diese ein separates Strebeziel wird — übergeht das Strebegeföhle in das Autergiegeföhle. Infolge desselben stellt sich bei dem

Wollenden sofort die Vorstellung ein, daß ein zukünftiges Geschehen von ihm abhängig sein und aus seiner eigenen Aktivität hervorgehen wird, kurz die Vorstellung, daß er etwas tun wird, daher das *Gefühl*, daß etwas sein eigenes Tun sein wird.

Ein in mancher Beziehung ähnliches Verhältnis wie das zwischen Strebe- und Autergiegefühl finden wir auch bei physischen Vorgängen. Der Stein, der auf dem Dache ruhig liegt, hat das Bestreben zur Erde zu fallen und durch den Anprall einen mechanischen Effekt hervorzubringen. Das Bestreben äußert sich durch den Druck, den der Stein auf seine Unterlage ausübt. Der Physiker sagt, der Stein habe eine *potenzielle* Energie. Erst wenn der Stein infolge eines Windstoßes ins Rollen gerät und zur Erde wirklich fällt, wird seine Energie *aktuell*. Auch der gespannte Bogen hat eine potenzielle Energie. Reißt die spannende Sehne, so wird die Energie aktuell. In einem gewissen Sinne können wir nun das Strebegefühl potenziell nennen, da es durch die Ungewißheit, ob das Strebeziel überhaupt erreichbar sein wird oder nicht, noch gebunden ist; das Autergiegefühl, befreit von der Fessel der Ungewißheit, ist einigermaßen schon aktuell — allerdings nicht im Sinne des wirklichen Vollbringens, sondern im Sinne des Vollbringenswollens.

Aber selbst nach der Entwicklung des Autergiegebühles ist der Bewußtseinszustand des Wollens noch nicht vollkommen konstituiert. Es sind noch immer Fälle möglich, daß es trotz der Erfüllung aller bisher aufgestellten Bedingungen eines Willensaktes doch nur beim bloßen Streben bleibt. Denken wir an eine Situation, wie sie in dem bekannten »Lied vom braven Mann« geschildert wird. Gefahren drohen dem, der die Rettung vollführen will, der Tod in den Wellen, eine Erkältung und möglicherweise eine lebensgefährliche Krankheit. Dazu kommt die bange Sorge um die eigene Familie des Retters, wenn ihm selbst ein Unglück zustoßen sollte. Solche Erwägungen und Bedenken sind die gefährlichsten Feinde des Willensentschlusses. Sie sind im stande, ein so großes Widerstreben zu wecken, daß dadurch das positive Streben ganz unterdrückt werden kann. Wer also ernstlich wollen soll, der muß auch alle Folgen seines Beginnens auf sich nehmen, der muß auch die *Folgen wollen*. Erst dann, wenn sich das Streben auch auf die Folgen der Verwirklichung des Strebezieles und auf die Folgen des eigenen Mitwirkens ausdehnt, und wenn in der Gesamtheit alles dessen, was mit der Verwirklichung des Strebezieles möglicherweise mit realisiert werden wird, nichts enthalten ist, was ein das positive Streben unterdrückendes Widerstreben wecken könnte, kommt es zu einem Willensakt.

Solang das Urtheil noch nicht feststeht, ob das Streben oder das Widerstreben siegen wird, ist das Streben *unentschieden*. Ist das Widerstreben dem Streben gleich, so tritt gleichsam der Nullpunkt zwischen beiden ein. Das Streben ist *gebunden*. Überwiegt das Streben über das Widerstreben, so ist das Streben *relativ frei*. Steht

dem Streben kein Widerstreben entgegen, so ist das Streben *absolut frei*. Es ist selbstverständlich, daß nur ein absolut freies oder ein wenigstens relativ freies Streben in ein Wollen übergehen kann.

Es sei nur noch kurz erwähnt, das nach allgemeiner Annahme von einem wirklichen Streben und Wollen nie die Rede sein kann, wenn *Zwang* mit im Spiele ist, mag er von außen kommen oder im Menschen selbst, in Leidenschaften oder Vorurtheilen seine Quelle haben. Man pflegt zu sagen, der Sklave habe keinen Willen, er folge dem »Muß«. Eine durchaus unrichtige Behauptung. Gerade der äußere Zwang schafft oft einen urkräftigen Willen zur Beseitigung des Zwanges. Doch haben diese Verhältnisse mit dem Bewußtseinsinhalt des Wollens nichts zu schaffen. Richtig ist aber der Gedanke, daß nur ein *spontanes* Streben zum Wollen werden kann.

Allgemein wird als ein weiteres Erfordernis für die Entwicklung eines Willensaktes *Überlegung und Wahl* angenommen. Die Überlegung kann sich auf verschiedene Umstände beziehen. Sind die vorhandenen Mittel zur Erlangung des Gewollten hinreichend? Werden die eigenen Kräfte genügen? Werden die Folgen kein zu großes Widerstreben wecken? Die Überlegung ist somit ein psychischer Vorgang, der sich auf Urteile und Schlüsse gründet, durch welche Gewißheit über Verhältnisse herbeigeschafft werden soll, die für den vorläufig nur Strebenden wichtig sind. Mit der erlangten Gewißheit hat die Überlegung ein Ende. Aber so lang die Überlegung dauert, ist ein Wollen noch nicht da. Die Überlegung ist eine Praemisse des Wollens. So viel ist aber richtig, daß das Wollen eine Gewißheit über alle in Betracht kommenden Verhältnisse voraussetzt, sonst wäre nur ein unentschiedenes Streben vorhanden. Als Praemisse des eigentlichen Willensaktes kommt aber die Überlegung für unsere Aufgabe, für die Analyse des Bewußtseinsinhaltes des Wollens, nicht in Betracht. Übrigens darf man nicht glauben, daß die Überlegung in allen Fällen und bei allen Menschen eine schwierige und lange Zeit in Anspruch nehmende psychische Operation ist. Es wäre schlimm um den Menschen bestellt, wenn er bei jedem Willensentschluß des täglichen Lebens erst ein langes Nachdenken nötig hätte. Der erfahrene Mensch braucht im täglichen Leben meist keine längere Überlegung, um zu einem Willensentschluß zu kommen. Die Erfahrung läßt ihn alle Momente mit einer Raschheit und Leichtigkeit erfassen, daß es scheint, es sei gar keine Überlegung vorausgegangen. Man lernt das Entschließen in ähnlicher Weise wie man körperliche Fertigkeiten erlernt. Beim Erlernen des Schreibens, Schwimmens, Tanzens u. dgl. ist anfangs die kleinste auszuführende Bewegung Gegenstand einer besonderen Aufmerksamkeit und eines speziellen Willensaktes. Nach gehöriger Einübung geht die Ausführung der Bewegungen ohne weitere Schwierigkeiten häufig ohne Beteiligung des Bewußtseins vor sich. Aber wir begegnen nicht selten auch solchen Menschen, bei denen der einfachste Vorfall ein langweiliges

Überlegen, ein Abwägen für und gegen erheischt. Es ist dies die Folge einer besonderen Naturanlage, der Unfähigkeit, rasch zu urteilen und zu schließen. Etwas Pathologisches hat diese Naturanlage nicht an sich. Nur wenn ein bedenklich hoher Grad dieser Unfähigkeit vorhanden ist, bedingt er einen pathologischen Zustand, den wir später als eine besondere Form der *Hypobulie* kennen lernen werden. Ihr höchster Grad ist die *Abulie*.

Außer der Überlegung muß noch die *Wahl* als angebliches Element des Bewußtseinsinhaltes des Wollens erwähnt werden. Soll man etwas wollen oder nicht? Welches von mehreren gleichzeitig gegebenen Strebezielen soll gewählt werden? Das sind die wichtigsten Objekte der sog. Wahl. Im ersten Falle ist das Strebeziel bereits bestimmt. Unbestimmt ist das Verhalten diesem Strebeziel gegenüber. Es kann daher vor der Wahl ein Wollen noch nicht vorhanden sein. Wer überhaupt noch nicht weiß, ob er ein Haus kaufen soll oder nicht, der kann noch nicht ein Haus kaufen wollen. Es ist hier ein psychischer Prozess vorhanden, der erst zu einem Willensakt führen oder von ihm wegführen wird. Zur Konstituierung des Bewußtseinsinhaltes des Wollens gehört er aber nicht. Er stellt höchstens ein unentschiedenes Streben vor.

Im zweiten Falle ist wieder zu berücksichtigen, ob bloß zwei Strebeziele vorliegen, die sich gegenseitig ausschließen, oder mehrere, von denen aber nur eines verwirklicht werden kann. Die zwei, sich gegenseitig ausschließenden Strebeziele sind uns bereits bekannt aus dem Beispiel von dem Kaufmann, der sich gern zur Ruhe setzen und auch den Bruder retten möchte. Wovon die Wahl in einem solchen Falle des disjunktiven Wollens abhängt, ist bereits auseinandergesetzt worden. Liegen mehrere Strebeziele gleichzeitig vor, so pflegt gewöhnlich das Strebeziel schon in einer *allgemeinen Form* bestimmt zu sein und es handelt sich nur um dessen spezielle Ausgestaltung. Dieses Verhältnis findet z. B. der Studierende vor, der nach dem Abiturientenexamen die Universität beziehen soll. Für welche Fakultät soll er sich entscheiden? Der Entschluß, Universitätsstudien zu treiben, ist das allgemein bestimmte Strebeziel und kann bereits Gegenstand eines entschiedenen Willens sein. Die Ausgestaltung erfordert die Entscheidung für eine Fakultät. Entscheidend wirkt auch hier wieder die Vorstellung der relativen Lust. Ist es dem Strebenden klar geworden, welche Fakultät ihm am meisten zusagt, so verwandelt sich sein bezüglich der vier Fakultätsstudien noch »disjunktives Wollen des Universitätsstudiums« in ein »kategorisches Wollen eines Fakultätsstudiums«.

Bisher haben wir die Untersuchung nur auf den Bewußtseinszustand des Wollens eingeschränkt. Es ist noch die Frage zu erledigen, ob es auch ein *Nichtwollen* gibt. Ist das Nichtwollen nur der Mangel des Wollens, ist es bloße Willenslosigkeit? Ist es vielleicht das Wollen eines negativ bestimmten Zieles? Oder ist es auch ein bestimmt gearteter *psychischer Zustand*, ein bestimmtes psychisches Verhalten des Menschen einem Objekt gegenüber?

Hört man jemand kurz sagen: »Ich will nicht!« so ist damit doch immer ein Objekt gemeint, welches nicht gewollt wird. Es wird somit das Wort »Nichtwollen« nicht in dem Sinne gebraucht, daß der Wille überhaupt als psychischer Vorgang mangelt, daß völlige Willenslosigkeit da sei, sondern es wird damit ein bestimmt geartetes psychisches Verhalten einem Objekt gegenüber ausgedrückt. Das Nichtwollen als »Wollen eines negativ bestimmten Zieles« ist auch denkbar. Man will etwas, worin ein bestimmtes Erlebnis, welches Gegenstand des Widerstrebens ist, nicht vorkommt und stellt unter den Mitteln der Verwirklichung das eigene Eingreifen so vor, daß dadurch die sonst mögliche Verwirklichung dieses Gegenstandes des Widerstrebens verhindert wird. Der Hausbesitzer will sich sicherstellen vor dem Schaden durch eine Feuersbrunst. Der Schaden ist der Gegenstand des Widerstrebens. Es kommt zum Wollen eines Zustandes, welcher den Gegenstand des Widerstrebens ausschließt. Das Mittel dazu ist ein eigenes Zutun, nämlich die Versicherung gegen Feuerschaden. Übrigens handelt es sich in vielen Fällen des »Wollens eines negativ begrenzten Zieles« eigentlich um den sprachlichen Ausdruck für das Nichtwollen eines positiven Zieles. Das Wollen des Nichteingreifens in fremde Angelegenheiten ist im Grunde ein Nichtwollen des Eingreifens. Die europäischen Mächte wollten die Nichteinmischung in den Streit Englands mit den südafrikanischen Freistaaten oder, was dasselbe ist, sie wollten die Einmischung nicht. Das »Nicht« hängt am psychischen Zustand, keineswegs am Objekt des Wollens. Dadurch kommen wir zur dritten Möglichkeit, daß das »nollle« ebenso ein bestimmt gearteter psychischer Vorgang ist, wie das »velle«. Ist dies der Fall, dann muß sich das Nichtwollen gerade so aus dem Widerstreben entwickeln wie das Wollen aus dem Streben. Das Nichtwollen ist dann auch ein spezieller Fall des Widerstrebens wie das Wollen ein solcher des Strebens, und die Bedingungen, welche wir für die Entwicklung des Wollens aus dem Streben aufgedeckt haben, müssen auch für die Entstehung des Nichtwollens aus dem Widerstreben gelten. Wieder mag dies an einem Beispiel nachgewiesen werden. Der reiche Kaufherr wünscht, sein einziger Sohn solle das von den Ahnen begründete blühende Handlungshaus ehrenvoll weiterführen. Der Sohn hat andere Freuden gekostet. Er ist der Kunst mit all seinem Denken und Fühlen ergeben. Für das »Soll und Haben« hat er keinen Sinn. Er „*will nicht*“ Kaufmann werden.

Als Aequivalent des Strebezieles gibt es auch beim Nichtwollen ein Erlebnis, durch welches ein Widerstreben geweckt wird. Mit der Vorstellung dieses »Objektes des Widerstrebens« wird das Gefühl der Unlust zugleich vorgestellt. Es entwickelt sich ein *unlustgefärbtes Gefühl des Widerstrebens* als Gegenstück des lustgefärbten Strebegeföhls. Wäre die Verwirklichung des nicht gewollten Erlebnisses unabwendbar trotz aller Bemühung und trotz allen des Eingreifens des Nichtwollenden, so bliebe es beim

bloßen Befürchten und Widerstreben. Aber zu einem Nichtwollen käme es ebensowenig, wie es zu einem Wollen kommen kann, wenn die Realisierung des Strebezieles außerhalb der Machtsphäre des Strebenden gelegen ist. Der Kaufmannssohn weiß aber, daß er nur sein Verhalten in einer bestimmten Weise einzurichten braucht, um die Verwirklichung des nicht gewollten Erlebnisses zu verhindern. Das Widerstreben muß sich bei ihm auf die Bedingungen der Verwirklichung und auf jenes eigene Zutun ausdehnen, welches, ein Wollen vorausgesetzt, die Verwirklichung herbeiführen würde. Auch diese Bedingungen und dieses sein Zutun muß Gegenstand des Widerstrebens werden. Er studiert die Handelswissenschaften nicht, arbeitet nicht im Kontor u. s. w. Dieses bestimmt geartete Verhalten wird aber vorgestellt als von ihm beabsichtigt und als seiner eigenen Initiative entsprungen, es ist begleitet vom Gefühl der *Autergie*. Endlich muß der Nichtwollende auch die Folgen des Nichtwollens in den Kreis seiner Vorstellungen einbeziehen. Der von ihm verehrte und geliebte Vater wird eine schwere Kränkung erleiden. Auch wird der Schein erweckt, als ob für den Sohn der so ehrenvolle Kaufmannsstand etwas Minderwertiges wäre. An eine Vermehrung der Glücksgüter und an ein weiteres Aufblühen des Hauses ist nicht mehr zu denken. Das Geschäft wird in fremde Hände übergehen müssen. — Aber auch die Vorstellung aller dieser Folgen darf kein Streben nach dem Kaufmannsstande erwecken, welches dem vorhandenen Widerstreben gleich oder gar überlegen wäre. Das Widerstreben muß wenigstens *relativ frei* bleiben. Es muß schließlich auf die Überzeugung gegründet werden, dass niemand den Nichtwollenden zum Kaufmannsstande zwingt oder ihn davon zwangsweise abhält. Der Nichtwollende muß sich dessen bewußt sein, daß sein Widerstreben sich *spontan* entwickelt hat.

So sehen wir denn in Bewußtseinsinhalte des Nichtwollens *mutatis mutandis* alle Elemente wieder, die zum Bewußtseinsinhalt des Wollens gehören. Das »nolle« ist somit ein vollwertiges Gegenstück des »velle«.

Unsere erste Aufgabe, eine elementare psychologische Analyse des Bewußtseinsinhaltes des Wollens zu geben, soweit sie für unsere Hauptaufgabe »Pathologie des Willens« erforderlich schien, ist zum Ende gediehen. Zahlreiche andere mit dem Willensproblem überhaupt zusammenhängende Fragen — wie Zweck und Motivation des Willens, Willensfreiheit, sittliche Freiheit, Zurechnungsfähigkeit usw. sind kein Gegenstand einer Elementaranalyse.

Und nun zur Physiologie des Willens.